Jahrgang 25




Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1916.



Berlin, den 30. Dezember 1916.

Neujahr der Menschheit.

Silvestertraum.

Der Begriff der Menschheit, den Habebald, Haltefest und Raufebold ihren weniger großschnäuzigen und raffgierigen Zeitgenossen verekeln, als das Gebild schlaffer Seelenstümpfe verrufen möchten, ist der Welt zugleich mit dem Heiland geboren worden und gehört zu dem edelsten Theil des Erbes, das er den Kindern seines Geistes hinterließ. Kein anderer Stamm hatte vor diesem Begriff Wurzel und Wipfel so starr behütet, keiner die Berührung alles Fremden so spröd gemieden wie der, dem Jesus entwuchs. Die örtlichen und völkischen Gottheiten, die sich dem Staatsbewußtsein, der Staatsnothwendigkeit vermählt hatten, wurden durch den Einfluß römischer Imperiumsmacht früh ausgewässert, ihres Salzes (im Sinn des Plinius und der Apostel) beraubt; wenn ihre Mythen aus der Heimathscholle gerissen und von Auswanderern, in Gährung wirkender Volkshefe, nach Rom gebracht worden waren, starb ihre Keimkraft mählich ab; der stete Zusammenstoß mit anderen Mythen schleunigte den Tod und mit der Vorstellung von Göttern löste auch die von Staaten sich auf. In diesem Sterben und Werden schien Israel unwandelbar aufrecht; seinem Gott, immer nur einem, der Staatsgedanke und Staatsgesetz ist, treu und durch die blind gehorsame Hingebung an diesen Wort-Gott, Schrift-Gott, Gesetz-Gott von jedem anderen Stamm abgesondert. Ein Ast des Stammes Israel hatte für die Verwaltung des geistlichen Bezirkes zu sorgen und innerer Gefährdung des Stammes vorzubeugen. Aus dessen Saft kam Jesus; und ist ihm

entwachsen. Er weicht die Starrheit des Gesetzes, das zu erfüllen sein kluges Lächeln verhieß, wird Herr auch über den Sabbath, über den Ritus, der Gott übergotten wollte, und bereitet das Erdreich, auf dem Paulus den Athenern predigen kann, aller Menschen Geschlechter seien aus einem Blut. Wo Göttersippen und Götzen verehrt worden waren, wird jetzt dem Imperator Roms gehuldigt; ihm Tempel und Altar geweiht, bei seinem Namen geschworen, seinem Bild Schutzkraft, Schutzrecht zuerkannt. Von ihm kommt alles Erdengut; wo sein Szepter nicht gebietet, endet den ihm Unterthanen der Erdkreis. Nur das Christenthum erlaubt nicht, dem Kaiser zu opfern; nur in ihm lebt und sproßt der Begriff einer nicht an das Kaiserreich gebundenen Menschheit und der Wille, nicht mit dem Irdischen auch das Göttliche von dem Imperium einjochen zu lassen. Mit diesem Willen und Weitblick siegt es: und schon Chrysostomos kann die Heidenheit einer eroberten Stadt vergleichen, deren Mauern und Hallen zerstört, deren Schirmtruppen gefallen sind und unter deren Trümmern nur noch ein paar Greise und Kinder furchtsam kauern. Aus Verwesung wird neues Leben. In das Halbkreisgewölb des kaiserlichen Staatsgebäudes, der basilica domus, wird, auf den Grund, von dem eines Caesars Bild prangte, das des Christus gemalt, in Thäler, auf Gipfel und Pässe das Kreuz gepflanzt. Die Vorstellung von Muth und Feigheit wechselt die Farbe. Nicht der Krieger nur, der Eroberer gilt als muthig: höheren Muthes voll dünkt die Betrachter der Martyrer, der für seinen Glauben zeugen, nur Seelisches, Geistiges erobern will. Die Kaiserei, der sterbende Caesarismus, rächt sich an dem Ueberwinder: sie hinterläßt der Christusdienerschaft ihre imperialen Formen. Aus der Republik der durch Handauflegung geweihten Geistlichen wird Hierarchie; die vom Staat gelöste Kirche fügt sich in die Gliederung kaiserstaatlichen Ceremoniales. Patriarchen, Metropoliten, Bischöfe werden ernannt. Die Lehre des Menschensohnes, der, selbst besitzlos, am Liebsten mit armen Leuten verkehrte, wird nun von großen Herren verkündet; jeder, der von ihrem [illegible] breite Abweichende, wie der dem Imperator nicht knechtisch Gehorsame, als Ketzer gestraft und gevehmt. Und der Bischof von Rom hat die Hand über den ganzen Erdkreis und ist ein in Fleisch wandelnder Gott. Schon der Papst, der dem letzten Tag des Chri-

stenjahres den Namen gab (und an den in den Dämmerungen dieses Tages doch kaum Einer noch denkt) thronte in solchem Glanz. Schon er aber empfand auch wie Dorn in seiner Haut, daß er Sein und Schimmer dem Schwert eines Kaisers verdanke. „Mein Wille ist, daß die Kirchen der Christen geöffnet und ihren Bischöfen alle Rechte zuerkannt werden, in deren Besitz die Heidenpriester waren. Irrthum und Aberglaube sind zum Tod verdammt und Anbetung gebührt fortan nur dem Einen, dem einzig wahren Herrn, der im Himmel regirt. Ihn zu ehren und dem Auge der ganzen Römerwelt einzuleuchten, daß nur vor diesem Gott das Haupt des Kaisers sich beugt, habe ich beschlossen, im Gehöft meines Palastes dem Christus eine Kirche zu bauen.“ Auf dem Forum Romanum hat, nach dem Sieg über die Christenfeinde, Kaiser Konstantin diese Worte gesprochen; auf dem selben Marktplatz Denen, die nicht zum Bekenntniß des Christglaubens willig seien, ungeschmälerte Freiheit des Wandels und der Meinung verbürgt. Niemals hat die Kirche sich dieser Bürgschaft verpflichtet. Ihr Haupt mußte schweigen, bis Konstantin den letzten mächtigen Leugner und Verfolger des Kruzifixus, den Basileus Licinius, zu Boden geworfen hatte; mußte dankbar sein, als aus Konstantins Goldhort an der Stätte, wo Nero den Blick an der Qual gemarterter Christen, an der Scham entschleierter, besudelter Jungfräulichkeit geweidet hatte, die herrlichste Kirche erstanden war und aus allen Bezirken die Hirten, die Heerden kamen, die Pracht ihrer Marmorsäulen, ihres Altargeräthes zu schauen. War aber Dieses nicht, Alles, von Gottes Gnade und der gekrönte Stifter nur das Gefäß, das sie füllt und aus dem sie schöpft? Darf das Gefäß Befehl geben und Bürgschaft verheißen, die der Statthalter des Apostels weder erwirkt noch je gebilligt hat? Vor dem Altar thront Papst Silvester; in weißem Kleid, die blaue, mit Gold bestickte Mitra auf dem Kopf. Hinter ihm das aus buntem Stein gefügte Bild der Allerseligsten Jungfrau. Um ihn sitzen die Bischöfe und minder hoch beamteten Priester. Und der blasse Mund des Papstes spricht: „Alles auf dem Konzil von Nicaea zum Heil der katholischen Apostelkirche von dreihundertachtzehn Bischöfen Beschlossene sei hiermit feierlich bestätigt. Alle, die diesen Beschlüssen jemals zuwider zu handeln wagen, treffe Verdammniß und Vehme der Bann!“

Das Legendarium von diesem Papst, den die schlicht scheinende

Grabschrift als den Bekenner des Katholizismus rühmt, ist seit Jahrhunderten vergilbt. Silvester saß elf Jahre auf Petri Stuhl, als in Nicaea die Kirchenversammlung tagte. Er hatte sie nicht einberufen und wurde nicht ersucht, ihre Beschlüsse zu bestätigen. Er hat auch Konstantin nicht vom Aussatz befreit, nicht getauft. Der Sohn des Konstantius und der Helena hatte, auf dem Marsch gegen das Heer des Maxentius, über der Mittagssonne am Himmel das Kreuz mit der Inschrift τούτῳ νίκα gesehen, ehe Silvester Bischof von Rom ward. Hatte, nach dem Bericht des Eusebius, auch schon vor dem entscheidenden Sieg an der milvischen Brücke die Helme, Schilde, Fahnen seiner Krieger mit dem Bilde des Kreuzes geschmückt, das, als Werkzeug einer nur über Fremdlinge und Sklaven verhängten, einer schändenden Strafe, dem Römer der großen Zeit das Symbol tiefster Schmach gewesen war. Das Labarum, die gekrönte Kreuzlanze, von deren Querbalken eine die Bildnisse des Kaisers und seiner Kinder zeigende Seidenstandarte herabhing, wurde, unter dem Schutz von fünfzig bewährten Männern, den Legionen als Banner vorangetragen. „Durch dieses Zeichens Kraft wirst Du siegen!" Ein neuer Glaube war in die Welt der Römer gekommen. „Nicht nur dem Leib römischer Bürger, sondern auch ihrem Denken, dem Auge, dem Ohr bleibe das Kreuz, sein Name selbst, fern", hatte Cicero gerufen. Nun verbürgte das Kreuz kämpfenden Römern im Felde den Sieg. Das war nicht das Werk Silvesters. Und längst weiß man (oder glaubt wenigstens, zu wissen), daß Konstantin erst in Nikomedia, als er schon den Tod nahen fühlte, das Sakrament der Taufe erbat und empfing. Diese schwanke Wissenschaft genügt zur Widerlegung der Mär, der Kaiser habe, um dem Bischof von Rom Heilung und Taufe zu lohnen, die Herrschaft über die Tiberstadt, über Italien und alle Provinzen des Westens den Statthaltern Christi für ewige Zeit überlassen und feierlich, im weißen Gewande des Neophyten, verkündet, er werde im Osten dem Imperium eine neue Hauptstadt gründen. Diese „Schenkung Konstantins", deren Urkunde den Primat des Papstes anerkennt und kündet, wo das Haupt der Kirche gebiete, dürfe keines Weltfürsten Wille Gewalt haben, bekleidete die römischen Bischöfe mit dem Purpur und der Macht der Imperatoren. Der Glaube an diese Urkunde, deren Inhalt im achten Jahrhundert, in der Zeit des Langobarden-

schreckens, durch einen Hilferuf Hadrians des Ersten bekannt geworden war, wurde von klugen Päpsten bald belächelt; war aber tausend Jahre lang der unverrückbare Fels, auf dem die weltliche Macht der Nachfolger Petri ruhte. Wars noch, als die dem Corpus iuris canonici einverleibte Urkunde von Laurentius Valla als gefälscht erwiesen, von dem Historiker Guicciardini und von Ariost verspottet wurde. Lange noch sollte, nach G bbons Wort, das Gebäude stehen, dessen Fundament die Forscherarbeit in den Tagen der Wiedergeburt doch untergraben hatte. Auch die Konstantinische Schenkung, die in Gregors Politik noch so wichtig war, ruht nun bei anderem Trugwerk. Auch dieses Ruhms ist Silvester entkleidet.

Dennoch lebt sein Name im Bewußtsein frommer Christenheit. Trotzdem die Akten dieses Kalenderheiligen in Plunder zerfallen sind. Und er wird weiterleben. Denn er war der erste Bischof von Rom, der seine Macht an der eines Christenkaisers maß, gegen einen Christenkaiser Roms Souverainetät zu behaupten vermochte. Die Urkunde der Schenkung Konstantins ist von irgendeinem Schreiber des Apostelhofes gefälscht worden. Durfte Dante, durfte Herr Walther von der Vogelweide nicht an ihre Echtheit glauben? Konstantin hat dem Papst ja wirklich den Westen überlassen. Vielleicht, wie Renan annimmt, weil seine Mutter (die in Nikomedia Wirthshausmagd gewesen war und, als Heilige Helena, längst nun kanonisirt ist) ihm die Herrlichkeit eines oströmischen Reiches in leuchtenden Farben gemalt hatte. Vielleicht, weil er empfand, daß der Orient, mit seinen in Kleinasien, in Syrien, Thrakien, Makedonien halb schon christianisirten Menschenmassen, ihm bessere Aussicht auf weite Expansion bieten konnte als das von unersprießlichem Theologengezänk erfüllte Westreich. Möglich auch, daß zwei Schlaue einander zu überlisten versuchten. Daß Silvester den lästigen Imperator ostwärts drängen, der Erbe Caesars die Weltmacht Roms, das nicht mehr das Rom der Caesaren, das nun das Rom der Priester und Martyrer war, einschränken und durch ein unvermeidliches Schisma schwächen wollte. Als Konstantin am Bosporus sein neues Rom schuf, hat er zwei Kirchen, zwei Welten geschieden. Im Jahr 330 das Centrum geschaffen, das seitdem jedes Eroberers Blick auf sich zog: fünfzehnhundert Jahre lang der Punkt blieb, von dem aus die Menschenwelt zu bewegen, die Weltherrschaft zu erraffen schien.

Silvesters Pontifikat ist die Grenzscheide zweier Epochen. Für manches Jahrhundert war der Papst nun Herr über den Kaiser des Westens. Und wie eine witzige Fügung wirkts, daß der Silvesterabend uns immer wieder in den Traum lullt, morgen müsse und werde der alten Erdfeste ein neuer Zeitabschnitt beginnen. Helenas kluger Sohn aber war Christ geworden, weil er in dem sacerdotium die festeste Stütze des neuen imperium erkannt hatte. Würde der Thron höher himmelan ragen als der Altar? Das war, vor und nach der Verfeindung der beiden Mächte, die Schicksalsfrage. In einem weltberühmten Gedicht stehen die Verse:

Lors Constantin dit ces propres paroles:
J'ai renversé le culte des idoles;
Sur les débris de leurs temples fumans
Au Dieu du ciel j'ai prodrigué l'encens.
Mais tous mes soins pour sa grandeur suprême
N'eurent jamais d'autre objet que moi-même;
Les saints autels n'étaient à mes regards
Qu'un marchepied du trône des Césars.
L'ambition, la fureur, les délices
Etaient mes Dieux, avaient mes sacrifices.
L'or des chrétiens, leurs intrigues, leur sang
Ont cimenté ma fortune et mon rang.

Ein Sprung über sechs Jahrhunderte; in die Zeit der Kirchenaskese, deren Mittelpunkt diesseits von den Alpen das Kloster Cluny war. Zwei Ottonen haben die Herrschaft über das Papstthum zu erringen versucht. Beiden ists mißlungen. Ein dritter Otto, der Sohn der Griechin Theophano, reift heran. Noch ehe er mündig ist, lernt er Gerbert, den Erzbischof von Reims, kennen und wird, zunächst für kurze Zeit nur, sein Schüler. Gerbert, sagt Lamprecht, „stammte von niedrig gestellten Eltern her; er hatte, im Kloster Aurillac durch seine Bildung zu Großem vorbereitet, schon früh in seinen eminent französischen Eigenschaften Anerkennung gefunden: in der Klarheit und dem Schwung seiner Rede, in der besonderen Anlage für mathematisch-astronomische Studien, in der weltmännisch glatten Verarbeitung der antiken Bildungelemente." Der mündige Kaiser zieht gen Rom, ernennt seinen jungen Vetter Brun, den asketischen Sohn Ottos von Kärnten, zum Nachfolger Johanns des Fünfzehnten und läßt sich von diesem ersten deutschen Papst krönen. Auf der Heimreise gewinnt der

czechische Priester Adalbert, der aus den Seelenängsten seines prager Bisthums in die Klostereinsamkeit des Aventin geflohen war, das Herz des Jünglings. Der Kaiser läßt den frommen Weltflüchtling nicht von seiner Seite; theilt nachts sogar das Lager mit ihm. Doch der Martyrwahn treibt Adalbert bald vom Hofe des Freundes. In Polen, Pommern, Preußen predigt er den Heiden, den Lauen: und verblutet bei Danzig unter den Lanzen der Bedränger. Gerberts Zeit ist gekommen; der höfisch geschulte Humanist vollendet, was der Schwärmer begann. Die Universalmonarchie soll wieder aufleben, das Kaiserthum alle geistlichen und weltlichen Mächte läutern und nach der Reinigung um so sicherer beherrschen. Der Kaiser ist das Haupt der Christenheit. Sein Ziel ist die Erneuung des Römerreiches in seinem ganzen Begriffsumfang. Renovatio Imperii Romanorum: so stehts auf seinen Siegeln. Keine Schranke hemmt den Willen des Kaisers. Otto kehrt nach Rom zurück; nur von Rom aus glaubt er dem Erdkreis gebieten zu können. Das Erzbisthum Ravenna ist nicht frei; kann der Kaiser deshalb etwa nicht darüber verfügen? Otto ernennt Gerbert zum Erzbischof. Macht ihn ein paar Monate später, nach Bruns Tode, zum Papst. Fand er ihm auch den Namen? Oder wollte der in Schmeichelkünsten erfahrene Franzos, als er sich Silvester den Zweiten nannte, den Schützer fein an die konstantinische Zeit erinnern? Wie Konstantin einst, so prunkt jetzt Otto mit seiner Demuth. Helenas Sohn wollte leben wie der schlichteste Jünger Christi und nach der Taufe sich nie mehr in Purpur kleiden. Theophanos Sohn nennt sich den Knecht der Apostel, pilgert zu Fuß auf den Monte Gargano und haust Tage lang als Büßer in einer Höhle. Trachtet aber, das Schisma zu enden, das Konstantin bewirkt hat. Denn der Oberkaiser, den er sich träumt, muß auch den Orient beherrschen; das Land aller Völker, die an den Heiland glauben. Ein Gott, eine Kirche, ein Reich. „Einst, wenn Wir aus dem Kerker der Zeitlichkeit erlöst sind, werden Wir in Gerechtigkeit neben dem Allmächtigen regiren.“ So spricht Otto. Spricht so ein Knecht der Apostel? „Unser Reich wird siegreich wie Trajans, verwaltet wie Justinians, heilig wie Konstantins sein“. Nährte Demuth je so stolze Hoffnung? Missionare sollen den Gedanken des Weltkaiserreiches über die Erde tragen. Und der junge Kaiser, dem Deutschland zu eng ist, zieht ruhelos selbst

durch die Lande. Nach Gnesen, zu Adalberts Grabstätte. Dort weiht er den Halbbruder des erschlagenen Freundes, einen Czechen, zum Erzbischof; giebt, ohne dem Wohl und Weh seiner Deutschen nachzufragen, den zwischen Gnesen, Breslau, Krakau wohnenden Slawen ein slawisches Kirchenhaupt. Dann gehts wieder westwärts: die Hand, deren Wink die Christenheit schweigen heißt oder zur Wuth aufruft, muß das Gebein Karls des Großen betasten. Und von Aachen zum dritten Mal nach Rom. Silvester, der schon ein Jahr lang auf dem Apostelthron sitzt, kann unter dem Kreuzeszeichen gewiß jetzt den Kampf um die Heiligen Stätten des Ostens wagen. Plötzlich flackerts an allen Ecken des Reiches auf. Der Islam regt sich; die Langobarden drängen nach Norden; in Deutschland klerikale Verschwörung, in der Campagna offener Aufruhr. Otto wird in seiner aventinischen Pfalz belagert, entkommt, will eine deutsche Armee aus der Erde stampfen, durch ein Ehebündniß in Byzanz Hilfe gegen die Sarazenen werben, Venedigs Seegewalt für seine Sache gewinnen: und stirbt, ehe noch der Kampf um die Ewige, ewig umgierte Stadt begonnen hat, als ein verlassener, verachteter Mann auf dem Sorakte.

Silvester, der sich als Gerbert von Aurillac den Ruf eines Schwarzkünstlers erworben hatte und dessen Pontifikat dann ruhmlos blieb, hat den Kaiser nur um sechzehn Monate überlebt. Während er in Rom herrschte, war der Deutschenhaß zu fanatischer Wildheit emporgewachsen. Unter einem französischen Papst und einem Kaiser, der sich seiner Nationalität schämte und von dem Gerbert gesagt hatte, er sei von Geburt Grieche, von Kaiserrechtes wegen Römer (genere Graecus, imperio Romanus). Ottos toter Leib wurde von Deutschen in die Heimath getragen. Ottos Reich schien nicht zu retten. Das Trachten nach der Universalmonarchie hatte den Kaiser seiner Nation entfremdet; und als er hoffte, sie werde ihm, dem von allen Seiten Bedrohten, den Arm waffnen, sah er sich enttäuscht. Otto dem Großen hatte der Papst und das römische Volk Treue gelobt. Otto der Dritte hat nach willkürlichem Ermessen zwei Päpste ernannt und doch nie über die Macht des Papstthumes geboten. Petrus war stärker geworden als Caesar. Das ist leicht zu erweisen; trotzdem Bryce behauptet hat, die Päpste hätten nur als Statthalter der Karlinge und Ottonen regirt. Schon die Geschichte eines Wortes zeugt gegen diese Be-

hauptung. Paulus hatte an die Korinther geschrieben: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße; denn ich habe die Gemeine Gottes verfolgt. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." Noch in Ephesus setzten die zum Konzil gerufenen Bischöfe die Worte Dei gratia vor ihre Titel; um in Demuth damit ihre Abhängigkeit von der Gnade Gottes zu zeigen. Seit die Macht des Papstes gewachsen war, hieß es: Dei et Apostolicae Sedis gratia, von Gottes und des Papstes Gnaden. Und seit der Karlingerzeit wandten auch weltliche Fürsten die Formel an; gab es Kaiser und Könige von Gottes Gnaden. Die mußten auch vom Apostelthron Gnade erhoffen. Wer ist hienieden Gottes Vertreter? Der Papst. Wer krönt den Kaiser und kann ihn mit einer Bannbulle ächten? Der Papst. Petrus und Paulus hatten gesagt, nur Gottes Gnade wirke Gutes und Großes in ihnen. Ihre Nachfolger sprachen: Uns hat die Gnade Gottes erwählt und geweiht, also daß wir nur Gutes und Großes zu wirken vermögen. Von ihrer Gnadenfülle spendeten sie den Kaisern, die sich nicht zu hoch dünkelten, gegen Entgelt dann wohl ein Bruchtheilchen. Petrus war stärker als Caesar. Hats schon Konstantin geahnt und deshalb sein Heil vor dem Abend im Osten gesucht? Seit er den Legionen das Labarum vorantragen ließ, war er dem Erben apostolischer Gewalt unterthan; war die Zeit der Theokratie gekommen. Der Virus dieses Gedankens mußte nach und nach die Kraft jedes Reiches zerstören, das von dieser Welt sein wollte. Und der Zerfall der Gewebe wurde beschleunigt, wenn der Leib dieses Reiches sich gar in die Maße der Universalmonarchie zu recken strebte und dabei seinen Schwerpunkt verschob. Die Unterstützungfläche, das deutsche Land, blieb klein und das Gleichgewicht wurde unsicher ... Ottos brechendes Auge sah auf dem Soratte das Kloster, das dem Heiligen Silvester geweiht ist, und konnte zum Kreuz emporröcheln: „Dieses Zeichen gab Dir den Sieg!" Sein Silvester hat kein Heer ins Sarazenenland geschickt. Als die Kreuzfahrer später dann nach Syrien kamen, schnitt ein Ritter, der gerade dort an die unheilvolle Nachwirkung universalmonarchischen Wahns denken mochte, in einen Stein, der unter Kastelltrümmern erhalten blieb, den Spruch:

Sit tibi copia,
Sit sapientia
Formaque detur;

Inquinat omnia
Sola superbia,
Si comitetur.

Das Wort ist Wahrheit geworden. Machtfülle, Weisheit, Wohlgestalt haben Monarchen und Monarchien nicht vor dem Fall geschützt, wenn eitler Stolz ihr Begleiter geworden war.

Dreißig Jahre nach Gerberts Tod hauste in Rom wieder die Pornokratie. Benedikt der Neunte trug, ein Knabe noch, die Tiara und besudelte den Apostelsitz mit der Unrathspur seiner Laster. Zwei Lustren lang ließen die Gegner der Tuskulanerpartei den unsauberen Buben gewähren; dann wählten sie einen Gegenpapst, der sich Silvester den Dritten nannte, von Benedikts Bande bald aus Rom gejagt und auf Geheiß der Synode von Sutri abgesetzt wurde. Er wird in der Reihe der Päpste nicht mitgezählt. Und kann des Thrones nicht viel würdiger gewesen sein als Benedikt. Denn dieser Bischof Johann von Sabina war reich, konnte Anhang erkaufen: und hat sich doch nur acht Wochen gehalten. Was mit Geld damals in der Stadt der Kurie zu machen war, lehrt die Thatsache, daß Heinrich der Dritte im Jahr der Synoden von Sutri und Rom durch Bestechung den principatum in clectione erwarb, das Recht, mit seiner Stimme bei der Wahl eines Papstes den Ausschlag zu geben. Ein dritter Silvester, der wirklich Herr der Kirchengewalt gewesen wäre, hätte zu dem Kaiser gesprochen: „Dieses Geld wird Dir nicht zinsen. Auch der Prinzipat sichert Dir und Deinen Erben nicht die Uebermacht. Sankt Silvester hat nicht vergebens gelebt. Da er, ohne gleißende Krone, mit dem großen Konstantin fertig ward, wird auch ein schwächerer Papst nicht unterliegen; bis ihm ein Gegner von caesarischem Wuchs ersteht. Wann aber entbindet man ein Riesenkind dem Schoß alter Fürstengeschlechter? Glaube mir, Heinrich, glaube der Erfahrung Derer, die vor mir meinen Namen trugen: nur die völlige Trennung Deiner von unserer Macht verbürgt Dir die ungeschmälerte Herrschaft über Dein weltliches Reich und schützt Dich vor Demüthigung. Nichts Anderes. Du magst Dich willig zeigen, träg sein oder zum vernichtenden Streich ausholen: wir sind gefeit und Du bleibst in Ge-

fahr der Seele, des Besitzanspruches, der Hoheitrechte. Ueber uns ragt das Kreuz und uns ward die Verheißung: In diesem Zeichen wirst Du siegen! Ein Jahrtausend lang hat es für uns gesiegt; und wird weitersiegen. Stürme werden über Rom, über die alte Welt hinbrausen, große Ketzer werden an dem Gitter des Dogmengewölbes rütteln, Völker werden die Kette brechen, an die eine Erobererdynastie sie für immer geschmiedet wähnte: und unsere Macht wird verringert, unser Primat ein Kinderspott scheinen. Dennoch wird Alles sein, wie es in den Tagen Silvesters des Ersten war. Ein Plebejer wird den Goldreif des Caesar Augustus aufs platthaarige Haupt stülpen, ein riesiger Barbar im Stahlhemd uns zur Fehde fordern: ihr Arm wird erlahmen, ehe er Einen aus unserer Mitte zu greifen vermochte. Mit keiner Reform, keinem auf dem Saumpfade der Vernünftelei gepflückten Heilkräutlein lockt Ihr die leidende Menschheit, der das Kreuz den Weg weist, aus unserem Bereich. Meinst Du, daß Schicksal des Altars sei unlöslich dem des Thrones verbunden? Du würdest irren. Schon ahnt mein Ohr die frommen Stimmen, die in ekstatischem Ueberschwang den Bund der alten Kirche mit den neuen Lebensmächten heischen; deren Gellen uns mahnt, nicht den Herren mehr, sondern den Sklaven uns zu verbünden. Sieht Dein inneres Auge nicht das Gewimmel? Wir lassen die Kaiser und Könige ihrem wandelbaren Geschick, löschen von der Stirnmauer unserer Feste die schreckenden Worte universitas, antiquitas, unitas und laden die Massen in unser Schiff. War Jesus, unser Herr, mit den Mächtigen dieser Welt? Wandeln wir nicht unterm Schild seines Gebotes, wenn wir den Waisen die Mutter ersetzen, die Bedrückten aus der Hörigkeit lösen? Nicht alte Münze nur gilt in Rom; auch mit der Neuerungsucht kann unsere Weisheit rechnen lernen. Trennung allein schüfe Dir Freiheit. Trennung Eures Staates von unserer Gewalt (die Jesus nicht wünschte). Könnt und wollt Ihr in Eurer Rechtswirrniß aber den flinksten Büttel entbehren?"

Der harte Salier hätte der Warnung nicht gehorcht; oder nur mit höhnischem Lächeln. Er hatte Päpste abgesetzt und Päpste ernannt; zuletzt den Cluniacenser Bruno von Toul, der auf dem höchsten Kirchensitz Leo der Neunte hieß, und keiner hatte dem Kaiser das Kaiserrecht zu weigern vermocht. Nun saß Victor der Zweite auf Leos Stuhl und war glücklich, als Heinrich ihn zum

Statthalter in Italien bestellte. Nein, heiliger Mann: Deinesgleichen fürchten wir Franken nicht. Doch drei Jahre nach Heinrichs Tod stößt Hildebrand die Bestimmungen um, nach denen die Papstwahl geregelt war. Die Kardinalbischöfe sollen fortan den Ausschlag geben, Klerus und Volk der Kirchenhauptstadt in die Schranken eines werthlosen Zustimmungrechtes gepfercht sein und der Deutsche König an dem Wahlakt nur mitwirken, wenn ihm (von einem Papst natürlich) das römische Bürgerrecht verliehen ward. Und die Lateransynode sieht auf dem Haupte des Papstes zwei Kronen: oben die „Kaiserkrone aus Sankt Peters Hand“, unten die „Königskrone aus Gottes Hand“. Auf den Goldreifen stand es; und legitimirte den Bischof von Rom als den Empfänger und als den Verleiher aller Schwert- und Schlüsselgewalt. Das war Ostern 1059. Als wieder drei Jahre vergangen waren, hatte Erzbischof Anno von Köln Heinrichs zwölfjährigen Sohn in Kaiserswerth auf sein Schiff gelockt und aus der Kapelle die Heilige Lanze und das Königskreuz geraubt: auf den König also und auf die Reichskleinodien die Hand gelegt. Abermals drei Jahre. Dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dann auch anderen Erzbischöfen und Günstlingen werden vom König einträgliche Reichsableien geschenkt. Hildebrand hat die Urkunde der Konstantinischen Schenkung herausgesucht und beweist, daß in Italien nicht souveraine Fürsten, sondern nur Lehnsmänner des Papstes möglich sind. Dem Deutschen König soll das Recht zur Mitwirkung an der Wahl und Investitur der Bischöfe genommen werden. Im Konzil von Mantua siegt Rom über das Königthum und die Kirche deutscher Nation. Im Jahr 1069 fordert Heinrich der Vierte die Scheidung von Bertha, der Savoyerin, die der Vater dem Fünfjährigen verlobt und deren Leib der Erwachsene in drei Ehejahren nicht berührt hat. Pier Damiani vereitelt, als Vertreter der Kurie, die Erfüllung des Wunsches. Im Lenz 1074 trägt Hildebrand, als Gregor der Siebente, die beiden Kronen. Ein Jahr danach läßt er das Verbot der Laieninvestitur beschließen. 1076 schreibt er die Bannbulle gegen den König und entbindet Heinrichs Unterthanen der Treupflicht. Am fünfundzwanzigsten Januar 1077: Canossa...

Die Gewissensfreiheit, die der große Konstantin verbürgt haben sollte, war Wahn geworden. Hat nur Schmeichlerkunst ihm die Bürgschaft einst angedichtet? Theodosius der Große verpflichtet alle nach seiner Gnade langenden Völker dem Glauben, den

Petrus den Römern gepredigt habe. Der dritte Valentinian verbietet den Bischöfen, auch nur um Haaresbreite, ohne die Genehmigung des Papstes, von ehrwürdiger Glaubenssitte abzuweichen. Der Kaiser ist Schützer der Heiligen Stadt und des Heiligen Stuhles. So hatten Konstantin und Silvester den Pakt nicht gemeint. Weil der Imperator stolz war und sich in Herrscherrechtstheilung nicht schicken mochte, ging er ostwärts, gab die Christenheit des Westens in die Hand des Papstes; und hoffte höchstens, spät, mit gesammelter Kraft, auch am Grab des Apostels den Kampf wagen zu können. Silvester konnte sich mit den Beschlüssen von Nicaea und Rom einrichten und den Kaisern den Schein des Schützerrechtes gönnen. Er mag gedacht haben: „Von uns trennen könnt Ihr Euch; nicht uns in enger Gemeinschaft würgen. Denn wir stellen Euch Wächter, nach denen Ihr in jeder Noth schreien werdet, und ziehen Eure Kinder auf. Habt Ihr Ersatz? Harrt draußen die Mannschaft, die uns ablösen soll und die im Wollen, im Ziel so einträchtig ist, wie wir stets waren und bleiben werden? In den Entschluß, den Herrgott aus dem Staat zu scheuchen, streckt sich nicht leicht Einer, der, wie ich, als Bekenner katholischen Glaubens gepriesen sein will." Joseph der Zweite hats, auf dem verfehmten Pfade der Jansenisten, gewagt; die Zahl der Klöster gedrittelt, sich das Recht angemaßt, selbst die Bischofsstühle zu besetzen, und dem persönlichen Zauber des sechsten Pius, der sich nach Wien bemühte, aufrecht zu widerstehen vermocht. Wurde dafür der Gedanke der Monarchie durch den Ausbruch der Französischen Revolution gestraft, deren Wirkung alles von Weißen bewohnte Land spürte? Auch die Grundmauer der Kirche wankt; bricht aber nicht. Fünfzehnhundert Jahre nach Sankt Silvester sitzt Pius der Neunte im Haus des Heiligen Petrus dem auch aus Amerika, Asien, Afrika beschickten Konzil vor, das die Unfehlbarkeit des Papstes, des Vaters, Lehrers, Richters aller Christen, laut verkündet. Gewitter umdröhnt den Vatikan. Und der Kaiser der Franzosen erklärt dem König von Preußen den Krieg. Ein Imperium stürzt, eins mit protestantischer Spitze entsteht. Verglüht nun das Feuer des uralten Streites zwischen weltlicher und geistlicher Macht, Königthum und Priesterthum, Nation und Menschheit? Die Republik Frankreich walkt die Kutte und zerschneidet das Band, das ihren Staatskörper an Rom knüpfte. Das deutsche Kaiserreich ist emsig in dem Streben, jede an Kämpfe

wider Rom erinnernde Blutspur wegzuwischen. Benedikt der Fünfzehnte aber gewährt der Republik den achten Kardinalshut, den sogar Leo der Dreizehnte und Rampolla ihr weigerten; und spricht: „Hell flammt immer in Unserem Herzen die Liebe zu der Heimath Chlodowechs, des Heiligen Ludwig, der Jungfrau Jeanne d'Arc. Von Unserem Thron hallt das Dankgebet wider, das heute das katholische, in seinem Schicksal glückliche Frankreich zum Herrn emporschickt. Wir freuen uns der Möglichkeit, dieses Land noch fester an den Heiligen Stuhl zu knüpfen, und hoffen zuversichtlicher als je auf die Erfüllung des Wunsches, den Wir so oft hegten: „Utinam renoventur gesta Dei per Francos!“ Und der selbe Mund spricht im Konsistorium der Kardinäle: „Wohin die Mißachtung des Völkerrechts führt, erkennt jetzt Jeder aus der unwürdigen Behandlung der Gotteshäuser, Gottesdiener, des Gottesdienstgeräthes, aus der Thatsache, daß große Schaaren friedlicher Bürger, selbst solche zartesten Alters, von ihrem Heimathherd weggeschleppt, den weinenden Müttern, Gattinnen, Kindern entrissen werden, aus den Luftangriffen auf offene Städte und schutzlose Menschen, aus all den Gräueln, die täglich zu Land und zu See geschehen und jedes fühlende Herz mit unbeschreiblichem Weh erfüllen. Noch einmal treffe mit voller Wucht Unser Tadel die Urheber, wie sie auch heißen mögen, des schändlichen, jedes Rechtsgefühl höhnenden Geschehens in diesem Krieg!“ Dem Gestus und der (nur dem Ohr, das taub sein will, noch undeutlichen) Rede folgt die erläuternde, nicht laute Antwort fordernde Frage: „Kann nun noch Einer bezweifeln, daß der Heilige Vater Frankreich liebt?“ Vor der römischen Hirtenweisung war die Klage des Priesters, der, als ein vor allen Gewalten Furchtloser, in jeder Fährniß trutzig Frommer, die Kirchensäulen unseres Tages überwuchs, den bestaunten Glaubenshelden des ersten Christenjahrhunderts ähnlich wurde und ganz anders Empfindende, Feinde seines Wollens sogar in Ehrerbietung zwingt: „Ohne Ordnung kein Friede und ohne mitleidige Gerechtigkeit keine Ordnung. Weil ich Ordnung will, habe ich vom ersten Tag an gemahnt, der Macht, die unser Land besetzt hält, nicht thätigen Widerstand zu leisten, sondern ohne Aufruhrsregung jeder Vorschrift zu gehorchen, gegen die weder unser Christengewissen noch unsere nationale Würde sich wehrt. Aber auch die herrschende Macht muß die Ordnung wollen, also unsere Rechte und Pflich-

ten achten. Der Bürger gesitteter Länder hat das Recht auf seinen heimischen Herd; hat das Recht, frei über seine Arbeit zu verfügen und nur dem Vaterlande dienstbar zu sein. Vorschrift, die diese Rechte verletzt, kann das Gewissen nicht binden. Die Väter und Mütter, deren Schaar diese Kanzel umdrängt, werden begreifen, daß die letzten Wochen die an Aengsten und Schmerz reichsten meines Priesterlebens waren. Muth, liebe Brüder und Schwestern! Wahret in Ehrfurcht die Lehre Christi und haltet dem Vaterlande die Treue!" Kardinal Mercier, Erzbischof von Malines, hat auf der Kanzel einer brüsseler Kirche diese Sätze gesprochen. Noch eines dritten Priesters Stimme hören wir; eine, in deren sanftem Ton Lenzesahnung schwingt. Bischof Winton von Winchester schrieb an die „Times": „Als der Krieg begonnen hatte, vereinten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und andere Engländer sich in den Entschluß, den vom Krieg bei uns überraschten und geschädigten Männern und Frauen aus uns feindlichen Ländern Hilfe zu bringen. Tausenden haben sie mit Geld und anderer Gabe geholfen und, was oft mehr ist, den Männern in den Gefangenenlagern und den im Kampf ums Dasein schutzlos vereinsamten Frauen und Kindern den Trost eingeflößt, daß auch für sie Menschengefühl sich regt. Zu ähnlichem Werk haben bald auch in Berlin sich Menschen gesammelt (in der von dem Fräulein Elisabeth Rotten mit unermüdlicher Umsicht geleiteten ‚Auskunft- und Hilf-Stelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland'). In froher Dankbarkeit müssen wir jedes Zeichen allumfassender Menschenliebe begrüßen, die über nationalen Haß, über trauriges Vorurtheil hinausstrebt und, wie wir nun wissen, hier und da auch in den Ländern unserer Feinde lebt. Am Werk dieser Menschenliebe arbeiten in Deutschland Männer, die ich kennen, achten, lieben gelernt habe. Wie sie über den Krieg und über England denken, weiß ich nicht. Ihres guten Wollens aber und ihrer schlichten Aufrichtigkeit bin ich so gewiß, als wären sie meine Landsleute." Aus den drei Stimmen hallt, in verschiedener Tönung, der Glaube an eine Menschheitfamilie, deren Glieder nicht durch Grenzsteine und Schlagbäume getrennt werden können und deren Grundgesetz der Mächtigste selbst nicht ungestraft brechen werde. Die drei Stimmen verschlingen sich wie Laub und Blüthen zu einem duftenden Gewinde, zu dem Chor, der die Lehren Christi und Pauli, des Heilands und des Staatsmannes,

in ein Urgebot faßt: „Aller Menschen Geschlechter sind aus einem Blut. Alles von Gott aus dem Samen eines Menschen Geschaffene ist gut, wird mit Dank empfangen und darf niemals verworfen werden. Liebe Den, der neben Dir lebt, wie Dich selbst. Die einander beißen und fressen, werden sich verzehren. So Einer kämpfet: er wird nicht gekrönt, er kämpfe denn den Kampf des Rechtes."

Wintersonnenwende.

War die Weihnacht, die seit dem Kalenderbefehl des römischen Bischofs Liberius dem Tag der frostigen Sonnenwende folgt, unserer Welt diesmal Schicksalswende? Der Krieg hat das Katholon, das, noch ein gewaltiges Bruchstück, nach den Reformationen blieb, in Scherben geschlagen. Der römische Katholik, der, wie der Proletarier Proudhons und Marxens von dem fernen Klassengenossen, von dem Glaubensbruder gesagt hatte, er sei in fremdem Land ihm noch näher, des Vertrauens würdiger als daheim der anders Gläubige, ficht nun im Bund mit griechischen Schismatikern, Ketzern aller Art, Mohammedanern, Indern, Negern, Shintoisten wider dem Papst geistlich Unterthane. Die in engster Gemeinschaft des Gottesbekenntnisses wohnen, zeihen laut einander schimpflicher Lüge. Protestanten werben eifernd um die Gunst des Priesters, dessen hohes Amt Luthers frommer Zorn wild geschmäht hat. Das in blutigen Kreuzzügen Erlangte soll vernichtet, die Herrschaft der Mondsichel über von zähem Christenmuth ihr abgerungenes Gebiet wiederhergestellt werden. Ist der Begriff der Christenheit entfernte Hülfe, der Begriff der Menschheit Schemen geworden und verhallen die Stimmen der Prediger, die wir hörten, in eine Wüste, aus der aufrecht schreitende oder durch Höhlen kriechende, denkende und sprechende, lachende und weinende Thiere die letzte Lebensspur tilgen wollen? Hängt die Hoffnung auf Menscheneintracht, Religion, Rasse wie welkes, saftlos braunes Laub am Baum des Bewußtseins und ist seine Rinde dicht von dem Epheu schmarotzenden Aberglaubens an nationale Sondermacht umsponnen? Nein. In der Dezembernote des Vierbundes, der Katholiken, Orthodoxe, Lutherische, Calviner, Hussiten, Juden, Musulmanen umfaßt, lasen wir die Sätze: „Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wüthet seit neunundzwanzig Monaten in einem großen Theil der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Ci-

vilisation nicht hat aufhalten können, trifft die Menschheit in ihren werthvollsten Errungenschaften. Sie droht, den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen.“ So häßlich die Ausdrucksform ist: der Wille zu Menschheitempfinden leuchtet durch das verstümperte Wortgefüge. Noch höher recken sich die Häupter der Demokratie; und sie reden mit Zungen der Priester. Der Erste Minister des Britenreiches, Herr Lloyd George, spricht: „Jeder Mann und jede Gruppe, die, leichten Herzens und ohne zwingenden Grund, diesen furchtbaren Krieg verlängern würden, belüden ihr Gewissen mit einer Verbrechensschuld, die Ozeane nicht wegwaschen könnten. Nur Feigheit aber, die erbärmlichste, der je ein Staatsmann schuldig wurde, könnte den Kampf enden, ehe dessen heiliger Zweck gesichert ist. Wir haben gesprochen wie Abraham Lincoln in ähnlicher Lage: ‚Der Krieg, den wir auf uns nahmen, wird enden, sobald sein Ziel, ein internationales, erreicht ist. Gott verhüte, daß er früher ende!‘ Von Menschlichkeit sprach auch der große Krieger und Tyrann, den England stürzen mußte; wenn er Zeit zur Ordnung seiner Beute, zur Stärkung seiner Streitkräfte brauchte oder wenn die ihm Unterthanen des Krieges müde schienen, spielte er den Friedensengel und sprach entsetzt über den Blutgraus, für den er allein doch verantwortlich war. Die Erinnerung an Geschehenes nöthigt uns zu vorsichtiger Betrachtung der deutschen Note, die keinen Vorschlag gebracht hat. Was wir von unserem Feind in dem Friedensvertrag fordern müssen, ist bekannt: Völlige Wiederherstellung, zulängliche Entschädigung, sichere Bürgschaft gegen die Wiederholung solcher Anschläge. Sollen sie etwa, die Attentate zu Land und zu See, nicht gesühnt, sondern durch ein paar frömmelnde Phrasen abgethan werden? Wir ersehnen, Alle, den Frieden und der Krieg ist uns Gräuel; aber wir wissen auch, daß die Behauptung, unseren Feinden sei der Krieg, zur Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Entwickelungsfreiheit, aufgezwungen worden, unwahr ist und den Zweck hat, das deutsche Volk dem Willen der preußischen Militärkaste dienstbar zu machen. Niemals wünschten oder versuchten wir, das Dasein, die Freiheit des deutschen Volkes zu stören, dessen Arbeit ja einen der ganzen Menschheit wohlthätigen Ertrag schuf. Wir wollen Europa von dem Alben befreien, zu dem die preußische Militärkaste, mit ihrer ewigen Drohung und Rüstung, ihrer Eisen-

fressermiene, der Häufung ihrer Angriffswaffen und der steten Sucht, sie anzuwenden, geworden ist. Das Geprahl und die Angriffe dieses bösen Nachbars heute, in dem von seinen Häuptlingen uns aufgenöthigten Krieg, straflos zu lassen, nicht als Verbrechen wider den Geist des Völkerrechtes zu ahnden, wäre eine der Menschheit grausam schädliche Thorheit. Dieser Krieg ist ein Kampf für das Völkerrecht, für Treue und Glauben im Verkehr der Staaten, für die Ehre der Menschheit. Die von langen Geschlechterreihen mühsam gegen die Barbarei errichtete Mauer ist durchbrochen worden. Der Krieg muß das Mittel werden, das den Frieden sichert, die Ehre und den guten Willen der Menschheit schirmt und ein internationales Gewissen vorbereitet. Das wird die Menschheit dem Ideal nähern, von dessen Höhe uns jeder Bruch geschlossener Verträge, jede rechtwidrige Gewaltthat gegen kleine Länder strafbar erscheint und Gerechtigkeit mehr gilt als Raffgier. Nach dem Triumph Preußens müßte die Menschheit ohne Hoffnung auf Hilfe verschmachten. Deshalb giebt es, seit Krieg ist, für mich nur ein Ideal und in dessen Dienst will ich auch weiter mit aller Kraft meiner Leidenschaft kämpfen: die Rettung der Menschheit vor der gräßlichsten Katastrophe, von der ihr Wohl jemals bedroht war." Die Menschheit als Leuchtfeuer jedes Hauptsatzes; kein Wort über einen der Nation zu erfechtenden Vortheil.

Der Neutrale spricht nüchterner. Präsident Wilson: „Die Vereinigten Staaten leiden ernstlich unter dem Krieg und müßten, wenn er noch länger dauerte, ihre Interessen so gut wie irgend möglich schützen. Deshalb fordert der Präsident die Regirungen der kämpfenden Länder auf, die Bedingungen, unter denen das Ende des Krieges ihnen möglich scheint, anzugeben und Bürgschaft für die Wahrung des Friedens vorzuschlagen. Dann erst werden die Willensziele der zwei Gruppen vergleichbar sein. Einstweilen scheinen sie gleich. Beide Gruppen wollen die Rechte und Freiheiten kleiner Länder und schwacher Völker sichern, sich selbst vor Angriff und eigennütziger Lebensstörung schirmen, Bündnisse, die Argwohn stiften und das Gleichgewicht der Kräfte gefährden, durch einen Völkerbund ersetzen, der den Frieden der Welt und die Herrschaft der Gerechtigkeit verbürgt; aber, als ein letzter Schritt auf langem Weg, erst verbürgen kann, wenn die politische und wirthschaftliche Freiheit, der Gebietsbesitz und die Unabhängigkeit aller in Krieg gerissenen Nationen von allen Seiten anerkannt

worden ist. Volk und Regirung der Vereinigten Staaten ersehnen die Stunde, die ihnen erlaubt, zum Schutz kleiner und schwacher Völker vor Unrecht und Gewaltthat mitzuwirken, und warnen, zu warten, bis die Lage der neutralen Staaten unerträglich und die Civilisation von rechtwidrigem und unaustilgbarem Leid heimgesucht wird. Schon spürt die ganze Welt dieses Leid. Jedes Glied der großen Menschheitfamilie fühlt die Last und den Graus dieses unerschauten Streites, dessen Wirkung alle Nationen der civilisirten Erde erreicht hat oder morgen erreichen kann. Währt der Krieg fort, bis, nach der Opferung neuer und abermals neuer Menschenmillionen, eine Gruppe erschöpft, unausrodbare Feindschaft eingewurzelt und überall Verzweiflung gezeugt ist, dann bleibt keine Hoffnung mehr auf wahrhaften Frieden und auf die freiwillige Arbeitgemeinschaft freier Völker." Nur von der Lippe des Heerführers kommt, aus allen Lagern, noch der hart klirrende Ton von gestern. An die Krieger seiner Armeegruppe, die am fünfzehnten Dezember zwischen Maas und Woëvre deutsche Stellungen zerstört, Gelände und Geschütz erobert und über elftausend Gefangene eingebracht hatte, schrieb General Mangin: „Freunde! Unser wilder Feind merkt, daß er uns auf dem Schlachtfeld nicht besiegen kann, und möchte uns nun in die von plumper Hand gefügte Falle verfrühten Friedens locken. Ihr kennt die Truggeberde Derer, die, während sie neue Waffen aufraffen, schreien: ‚Kamerad!' Unsere Ahnen weigerten in den Tagen der Revolution jede Verhandlung mit dem Feind, dessen Fuß noch den heiligen Boden des Vaterlandes besudelt; zuvor, sprachen sie, muß er über die Grenze geworfen, muß der Sieg des Rechtes und der Freiheit über Tyrannenwillkür völlig gesichert sein. Wir werden niemals mit meineidigen Regirungen, denen Verträge Papierfetzen sind, niemals mit Frauenmördern und Kinderhenkern verhandeln. Nach dem endgiltigen Sieg, der sie unschädlich macht, werden wir ihnen unseren Willen aufzwingen. Ihrem heuchlerischen Gerede hat Frankreich durch das Maul Eurer Kanonen und durch die Spitze Eurer Bayonnettes die Antwort gegeben. Ihr waret die guten Botschafter der Republik. Sie dankt Euch." General Mangin dachte, als er diesen Tagesbefehl schrieb, an den Verfassungentwurf des pariser Nationalkonvents, der als vierten Artikel in den fünfundzwanzigsten Abschnitt den Satz aufnahm: „Das französische Volk schließt mit einem auf seinem Boden stehenden Feind

nicht Frieden." In der Sitzung vom achtzehnten Juni 1793 empfahl der Abgeordnete Mercier die Streichung dieses Artikels, weil die Franzosen, im Morgengrau ihres Freiheitbewußtseins, noch nicht auf die Höhe römischen Machtempfindens gelangt seien. Niemals, schrie Robespierre in den Saal, „nie hätte ich für möglich gehalten, daß ein Vertreter unseres Volkes hier das Bekenntniß feigen Sklavensinnes wagen werde! Wo sah dieser Mensch uns den Römern unterlegen? Wo das Franzosenvolk, das sein Blut für die Freiheit der Welt vergießt, kleiner als das Römervolk, das alle Völker unterjochen, nicht Held und Herold der Freiheit sein wollte? Mögen Alle, die eines freien Volkes Kraft noch nicht ahnen, heute erfahren, daß gerade dieser Artikel der Ausdruck unseres Willens ist. Ein Volk, das mit dem auf seiner Erde stehenden Feind verhandelt, hat auf seine Unabhängigkeit verzichtet und ist schon besiegt." Und Barrère zürnt: „Der Entwurfsartikel ist schon in Longwy und in Verdun verkündet worden. Frankreich hat ihn verkündet. Wer stellt es hinter Rom? Die Macht Roms hatte die Völker in Kriegsstrudel gerissen und Ihr bereitet der Welt den Frieden." Einen General, der so großen Mustern nacheifert, darf selbst der räudige Tiger Clemenceau nicht mit des selben Grimmes Athem anpfauchen wie den neuen Kriegsminister Lyautey, den er als Pfaffenzögling verbellt, und den Generalstabschef Castelnau, den er als „gestiefelten Kapuziner" verspottet hat.

Auf seine Genossen im Senat wird er aus einem heiteren, einem nassen Auge blicken. Auch sie haben den Konvent, den Kriegertrutz der Jakobiner zum Vorbild erwählt und „verfrühtes" Gespräch über Friedensschluß schroff abgelehnt. (Daß in den Ersten Kammern, die doch Stätten weiser Bedachtsamkeit sein sollten, die Zorneswallung noch heftiger als in den Volkshäusern aufzischt, ist ein zu wenig beachtetes Zeichen unserer Zeit. Im Preußischen Herrenhaus will die überwiegende Mehrheit nur Frieden durch Sieg, nicht durch Verständigung. In der Peerskammer vertritt Lord Curzon, unser hitzigster Feind, die Regirung Seiner Huldvollen Majestät und nöthigt uns durch den Ausspruch, kein seiner Sinne mächtiger Brite wünsche Deutschlands Zerschmetterung, an die Schwelle ungläubigen Staunens. Der Reichsrath Rußlands und mit ihm der Adelskongreß, den, nach Wittes Wort, stets der Blutgeruch der Reaktion umdunstete, hat sich zum Sturz Stuermers, zur Dämmung des aus Rasputins Rinnsal sickernden

Einflusses und zur Verherrlichung des wüthenden Deutschenfeindes Pokrowskij, den Demokraten verbündet und die Regirung, deren Haupt jetzt Herr Trepow ist, aufgefordert, in enger Gemeinschaft mit der Reichsduma alle Kräfte der Nation und ihres Bodens für den Krieg zu waffnen. Da durch das Hossieb nur als zuverlässig bewährte Männer, meist morsche Stützen des höheren Tshin in den Reichsrath gelangen, zeigt die neue Verbündung, wie rasch in Rußland der Gedanke der Volksmitarbeit Anhang geworben hat. Und der Senat der Französischen Republik strafft sich in die Haltung der röthesten Konventshelden.) Auch den dritten Sturm aber, den Herr Clemenceau als Stratege und diesmal sogar als sichtbarer Führer einer scheckigen Koalition führte, hat der behende Herr Briand abgeschlagen. Die Senatsmehrheit wickelt ihn in ein Vertrauensvotum. Das that, als er sein Kabinet verengt, die Genossen Guesde und Sembat hinausgeschmeichelt, die Heeresleitung dem General Nivelle gegeben und Vater Joffre in den Kriegsrath gerufen hatte, auch die Zweite Kammer; doch, wie Manchen dünkte, nur, um den Eingewickelten bequem zu erdrosseln. Das Verhältniß der Parteien und Klüngel zu dem aufgefrischten Ministerium Briand und die Aufnahme, die das Geläut der berliner und washingtoner Friedensglocken fand, ist lehrreich und heischt deshalb auch von Deutschen Beachtung.

„Gestern sprach die Kammer zur Regirung: Wenn Du nicht energisch handelst, entziehe ich Dir mein Vertrauen. Heute sagt sie zu ihr: Wenn Du Dich in Handlung erdreistest, stürze ich Dich. Das Parlament will immer dabei sein: das Land regiren und verwalten, den Krieg führen und die Friedensbedingungen vorschreiben, Beamte und Generale ernennen und, vor allen anderen Dingen, Ruhm für den nächsten Wahlkampf speichern. Nie wird es eine Regirung stützen, die noch Anderes als die Sicherung dieser Vortheile im Kopf hat. Ein wunderlicher Wahn verbirgt den Anhängern des Herrn Clemenceau, daß sie die selbe Kammer, die selben Leidenschaften, Interessenbündel, Hemmnisse finden würden wie Herr Briand. Die Art unseres Parlamentarismus ist mit dem Kriegszustand unvereinbar und muß sich wandeln, wenn Sieg werden soll. Der Entschluß zu dieser Wandlung muß kommen; aus dem Parlament oder gegen das Parlament. Und Herr Clemenceau braucht trotzdem nicht zu fürchten, daß, ein Messer in das Herz Parlamentarischer Regirung gestoßen werden solle'. Er

sieht immer nur Personen, niemals die Mängel der Rahmen, in die sie sich fassen müssen, und fällt deshalb stets schiefe und ungerechte Urtheile. Die Verhandlungen des Senates müssen uns die Stetigkeit der Regirung verbürgen; kein anderes Mittel fehlt uns zur Erringung des Sieges." (Akademiker Alfred Capus in Le Figaro.) „Unser vom Feind besetztes Land ist nicht reich genug, um Zeit und Kraft vergeuden zu lassen. Der unselige Clemenceau bereitet eifernd neue Zerstörung vor. Wir wollen ihm sagen, daß wir gegen jede Zertrümmerung sind, weil jede Schaden und Unglück bewirkt. Bis in Tollheit thöricht ist gar Zerstörung staatlicher Lebenskraft ohne die Möglichkeit, die Nachfolge vorauszubestimmen und das Sinken in Schlechteres zu hindern." (L'Action Française.) „Mit bekümmertem Staunen sieht das Land die Kluft zwischen Regirung und Parlament breiter werden; denn es weiß, daß nur die Eintracht dieser beiden Gewalten den vollen Ertrag der großartigen Volksleistung sichern könnte. Woher stammt das Unbehagen? Die Kammer hat dem umgestalteten Ministerium ihr Vertrauen ausgesprochen; dennoch zergliedert, durchstöbert, erörtert sie jeden Regirungplan und scheint mißtrauisch oder vom Hang in feindsälige Zettelei beherrscht. Die Regirung fordert das Recht, in eiligen Fällen allein, durch Erlasse, Ordnung zu schaffen. Das hat sie schon, nicht nur im Novemberausstand bei Straßenbahnbeamten, gethan; will aber, im Angesicht einer schroff feindlichen Minderheit, die klare Bestätigung ihres Rechtes. Gesetz und Bedürfniß sprechen für dieses Verlangen und die Kammer würde durch Widerstreben das Land gefährden. Schon während ihrer Tagungpause, die sich bis in den neunten Januartag erstreckt, kann die Regirung vor die Nothwendigkeit gestellt werden, schnell, durch Erlaß, einzugreifen. Das, freilich, darf nur in festen Grenzen und nur da, wo es nöthig ist, geschehen. Ein Vorrecht des Parlaments darf nicht verkümmern." (Le Temps.) „Wahnsinn hat den unseligen Briand in die Hoffnung getrieben, er dürfe, ungestraft, dem Lande die Abdankung der Volksvertreter zumuthen. Als Caesar über den Rubikon gegangen, Bonaparte durch das Treibhaus von Saint-Cloud gestürmt war, konnten sie sich auf ihre Militärmacht berufen; als Prinz Louis Napoleon den Staatsstreich vom zweiten Dezember machte, umleuchtete ihn der Glanz eines Namens. Was hat Herr Briand? Ich sehe nur ein Päckchen Bindfaden, die uns knebeln sollten und in die er sich nun selbst versträhnt hat. Sein Ribot wird ihm den

Weg in Willkürmacht mit Grundsätzen pflastern, sein General Lyautey sich in den Versuch aufrecken, durch starre Haltung die Kammer einzuschüchtern. Da unser verpfuschter Konsul aber so unklug war, sich selbst zu entschleiern, hat er keinen Trumpf mehr in seinem Spiel. Er kann nur noch durch den Mund seiner Preßfreunde das Parlament verrufen lassen, die Moratorienwirthschaft fortsetzen, sich von Aufschub zu Aufschub hinfristen. Das ist die feinste, die allerfeinste Kriegspolitikerkunst des Herrn Briand." (Senator Clemenceau in L'Homme Enchaîné.) „Gern hätte ich in so ernster Stunde geschwiegen und weiter gehofft, in Männern, denen ich immer, nur allzu lange, vertraut habe, werde die Thatkraft erwachen. Doch Pflicht zwingt mich, zu reden; befiehlt mir, deutlich und in derber Breite die wichtigste aller Fragen zu stellen: die nach dem Stand unserer Rüstung. Sie ist, leider, noch nicht beantwortet; und ich bin, zu meinem tiefsten Schmerz, in diesem Lande der Einzige, der unsere Unzulänglichkeit ganz kennt und weiß, welche tragische Nothwendigkeit von uns die schnelle Heilung des Uebels verlangt. Wohl sind, seit Herr Briand in seinem Kabinet ein paar Namen und Titel geändert hat, kluge und schonungslose Kritiken, in der Presse und in der Kammer, einer Politik nicht erspart worden, die dem Handeln der Verbündeten nicht die nöthige Einheit zu schaffen vermocht hat und deren Ergebniß heute ist: Stillstand auf den Hauptfronten, Niederlagen in Rumänien, zunehmender Druck auf die Flanke der Saloniki-Armee. Die Frage nach dem Kriegsgeräth ist aber nicht einmal gestreift worden. Und doch hängt Alles an der Antwort, die ihr gefunden wird. Daß Brussilows Offensive erlahmte, der Vorstoß an der Somme unzureichenden Ertrag brachte, Bukarest fiel, Sarrails Heer nicht vom Fleck kommt, der Feind nicht aus Belgien, Frankreich, Polen, Serbien, Rumänien vertrieben, der entscheidende Sieg über das müde, hungernde, wirthschaftlich zerrüttete Deutschland noch nicht erkämpft ist und der Krieg, der uns von Tag zu Tag mehr Blut und Gold kostet, sich in die Länge zieht: an Alledem ist der Geschützmangel schuldig. Ich behaupte, daß man nicht alles Mögliche gethan hat; daß in der Regirung der eherne Wille fehlte, der Widerstand bricht, Schuld ohne Erbarmen straft und den Bureaux der Kriegsämter neue Methoden aufzwingt. Man hat den Krieg niemals verstanden und versteht ihn noch heute nicht. Deshalb interpellire ich. Keines Schattens von

Feindschaft gegen die Machthaber kann ich verdächtig werden. Den ungewöhnlichen Geistesgaben des Ministerpräsidenten habe ich oft gehuldigt und unter seinen Mitarbeitern habe ich Freunde. Aber das Vaterland blutet und in solcher Stunde ist für Freundschaft und Mitgefühl nicht Raum. Meinen eigenen Sohn würde ich vor die Flintenläufe stoßen, wüßte ich ihn eines Vergehens gegen das Vaterland schuldig. Auch persönlichen Ehrgeizes wird man, wie ich hoffen darf, mich nicht zeihen. Zu tief bin ich des bangen Ernstes der Stunde bewußt, um in der Macht Anderes als eine furchtbare Bürde zu sehen, der kein Aufgerufener sich entziehen darf, die aber nur ein Narr heute begehren oder beneiden wird. Als Vertreter eines Grenzkreises, wo nahe Nachbarschaft des Feindes immer den Seelenstand erhielt, der in Frankreichs Kernland erst seit dem deutschen Einbruch wieder fühlbar ist, habe ich mir zur Hauptpflicht gemacht, mein Vaterland vor der schwellenden Drohung zu warnen und für den Tag der Gefahr zu waffnen. In der Kriegszeit habe ich alles Erdenkliche versucht, um, achtundzwanzig Monate lang, auf die Männer einzuwirken, die handeln könnten und müßten. Nur eine Schuld drückt mein Gewissen: daß ich zu lange gehofft und Zusagen geglaubt habe, trotzdem jeder Tag eine gräßliche Rechnung von Leid und Tod vorlegte. Wenn Frankreichs Volk einst hört, wie ich mich gemüht und was ich mit Warnung und flehentlicher Beschwörung erlangt habe, wird es richten oder rächen." (Senator Charles Humbert in Le Journal.) Die Interpellation kam, wurde beantwortet: und die Senatsmehrheit sprach Herrn Briand ihr Vertrauen aus. Bleibt die Zweite Kammer unwirsch? Ein Erlaß soll das Land von der Alkoholpest befreien. „Taftet, Unvorsichtige, nicht die Giftverschleißer, gar die mächtigen Destillirer an! Hier ist die Heilige Arche, die in Wählbarkeit steuert. General Gallieni hat mir erzählt, wie er, weil die Alkoholanwälte seine Rede überheulten, von der Tribüne und aus dem Saal ging. Die selbe Ursache hat den selben Lärm bewirkt. ‚Das ist Diktatur!' Dabei bleibt das Recht der Kammern, den Urheber eines ihnen nicht genehmen Erlasses zu stürzen, ungeschmälert. Und, im Ernst, seht Ihr Briand auf Boulangers Rappen? Der Verbrauch mancher Nährmittel soll eingeschränkt werden. In fünf Minuten hätte der Konvent ein so dringliches Gesetz beschlossen. Man schwatzt über den Konvent: und schickt den Gesetzentwurf in einen Ausschuß von dreiunddreißig Mitgliedern. Der wird den Interessenten, die

Wähler sind, das erbetene Gehör nicht weigern. Goldenes Pfand, das Spekulation, Speicherung, Hamsterei verbürgt! Wenn das Gesetz bewilligt wird, kommt es zu spät. Was Anderes. Die gesteigerte Heftigkeit des Unterseekrieges fordert die Aufhebung des Stahl- und Gußeisen-Zolles. Noch giebts kein Rezept, nach dem aus Reden Kanonen zu machen sind. Welche Artillerie hätten wir sonst! Aber durch Zollfreiheit würden die Einnahmen mancher Leute gemindert.“ (Herr Joseph Reinach in Le Figaro.)

Den selben geistreichen Herrn erinnert der deutsche Friedensvorschlag wieder einmal an Bonaparte. „Der war Kaiser der Franzosen, König von Italien, Schutzherr des Rheinbundes, Großlandammann der Schweiz und hatte seine Brüder Joseph, Jérôme und Louis auf die Throne von Spanien, Westfalen, Holland, seinen Schwager Murat auf den von Neapel gesetzt. Sein Frankreich umfaßte hundertdreißig Regirungbezirke. Brüssel und Amsterdam, Hamburg und Köln, Genf und Genua, Florenz und Rom: Präfektensitze im neuen Westkaiserreich. Auf dem nie von einem Sterblichen erklommenen Machtgipfel, als Herr Europas von der Elbmündung bis an den Kanal von Otranto, von den Herakles-säulen bis an die Moskwa, schrieb er an den Zaren Alexander, wie sehr er bedaure, daß Rostoptschin die Stadt Moskau in Brand gesteckt habe. ‚Menschlichkeit, aber auch der Vortheil des Zaren und der großen Stadt selbst empfahl, sie mir als Pfand anzuvertrauen.‘ Alles war an ihm groß; jedes Bindfädchen ein Kabel. Alexander ließ den Brief ohne Antwort. ‚Mit Napoleon giebts keinen Frieden mehr. Er oder ich, ich oder er!‘ Napoleon wird ungeduldig, ruft Caulaincourt und sagt: ‚Ich werfe mich jetzt auf Petersburg. Dann wird Rußland gegen Alexander aufstehen und Verschwörer werden ihn morden. Schade. Ich achte diesen Herrscher und er wird mir fehlen. Gehen Sie zu ihm und versuchen Sie, der Katastrophe vorzubeugen.‘ Caulaincourt, Herzog von Vicenza, ist weder deutscher Kanzler noch sonstwo Dienstbote; also antwortet er seinem Kaiser: ‚Unnütze Botschaft; Alexander horcht auf keine, ehe der Boden seines Reiches vom Feind frei ist.‘ Am ersten Tag des Rückzuges aus Rußland läßt Napoleon durch Lauriston einen Geleitbrief von Kutusow erbitten, schreibt wieder an Alexander und sagt: ‚Ich will Frieden, ich brauche Frieden, ich muß um jeden Preis Frieden haben; rettet mir nur die Ehre!‘ Kutusow weigert den Geleitbrief; was danach

folgte, ist bekannt. Verzeihe mir, großer Schatten, diesen Vergleich! Doch je mehr ich nachdenke, desto klarer wird mir die Entstehung der deutschen Friedensnote. Es giebt noch schlimmere Pein als die des russischen Winters." Der Ton ist kaum irgendwo anders. Nur der Sozialistenbund des Seinebezirkes beschließt, mit zehntausend gegen vierhundert Stimmen: kein Friedensvorschlag sei ohne ernsthafte Prüfung abzuweisen, jeder dem Parlament vorzulegen und von jeder Regirung zu fordern, daß sie ihre Kriegsziele sofort zeige. Dieser Beschluß wird wie Landesverrath getadelt. „Mit einer Arglosigkeit, die verräth, wie unfähig sie noch zur Leitung des Staatsgeschäftes sind, blöken unsere Seine-Sozialisten nach Frieden; sie möchten ‚doch mal sehen', welche Bedingungen der Kaiser stellt. Mehr, liebe Brüder, verlangt er gar nicht von Euch. Ihr sollt nur ‚plaudern'. Für alles Uebrige wird er sorgen; er wird die von Euch in Plauderei verleiteten Regirungen einander entfremden, verfeinden und Euch sacht in seinen deutschen Frieden überreden. Daß eine Fraktion, in der Albert Thomas und Marcel Sembat sitzen, solchen Blödsinn anrichten konnte, berechtigt zu der Frage, ob den Sozialistenführern nicht die Gefahr naht, verrückt zu werden. Wenns nach ihrem Beschluß ginge, würden drei Viertel aller Franzosen, weil sie nicht über ihre Nasenspitze hinaus gucken können, zu schreien anfangen: ‚Hoch der Friede!' Sie hätten danach keine Lust mehr, zu fechten, und würden unsere Regirung bald zwingen, von den Verbündeten in einen Sonderfrieden abzuschwenken. Nach solchem Treubruch fänden wir niemals wieder Gefährten, wären, mit gebundenen Händen und Füßen, den Deutschen ausgeliefert und würden, wenns ihnen paßt, eines Tages zum Kampf gegen ihre Feinde gezwungen. Meine Seine-Genossen haben nur eine Kleinigkeit vergessen: daß die Verbündeten einander geschworen haben, nie einen Sonderfrieden zu schließen, und daß der Londoner Vertrag noch lebt. (Genosse Hervé in La Victoire.) Genosse Renaudel hat den Beschluß der Fraktion vertheidigt. „Deutschland soll wissen, daß es, nachdem es zu reden begonnen hat, nicht wieder schweigen darf; daß jeder Friedensvorschlag, der nicht von der Befreiung aller deutschem Druck unterthanen Gebiete ausgeht, werthlos ist und den Willen der verbündeten Völker, selbst ihr Schicksal zu schmieden, nur härten kann. Die Deutschen würden sich noch einmal als Schelme und Verbrecher erweisen, wenn sie nicht bereit wären, im hellen Licht der Oeffentlichkeit über die Bedingungen

des Friedensschlusses zu verhandeln." Dem Blatt, das diese Sätze verbreitet, hat Jaurès den Namen L'Humanité gegeben. Und es kämpft seit dreizehn Jahren für die heilige Sache der Menschheit.

Wer das Gesicht mir zeigt, Der kehrts nicht ab
Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
Und schlagen Deine Männer dann
Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Ersäuft im eigenen Geblüte.

Das ist Raufebolds Kriegsziel. Habebalds liegt noch näher: „Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren soll sich der Durst nach Beute paaren; und allen sei das Ziel gestellt: des Gegenkaisers reiches Zelt." Beide wollen von Menschheit und ähnlichem Gefühlsquark nichts hören und stampfen als Gewaltige über die Erde. Ihre Enkel machen sichs bequemer: bleiben zu Haus, knattern Artikel in die Welt und rühmen sich gewaltigen Zulaufes. Sie auf den Märkten auszustellen, ist der Heimath Kants, Herders, Goethes nicht zu empfehlen. Die kann die Wirkung ihres Rufes zu erstem Gespräch über Friedensmöglichkeit abwarten. Nie aber, in oder nach so grausamem Krieg, zu laut betonen, daß sie ihrer Menschheit bewußt ist und sich für Menschheitzukunft verantwortlich fühlt. Aus Europens schmalem Boden hat in heller Zeit jede Umpflügung, jede Düngung mit Menschenblut Frucht gereift, die heute noch duftet, morgen noch laben wird. Die Französische Revolution: Menschenrecht, Gesellschaftvertrag, Staatsverfassung; die Entfronung des Aermsten, die Verpflichtung des Reichsten in Lastgemeinschaft, die vernünftige Eingrenzung der Herrschermacht. Die Kriege gegen Napoleon: die Besinnung auf das Recht und die Würde der Nation und auf die Schmach der Knechtung in Fremdjoch. Sedan: die Einung der nicht von Habsburgs Forst umwachsenen deutschen Völker. Gebietsumfang dehnt sich und schrumpft wieder. Die Reiche Caesars, Alexanders, Bonapartes starben früh. Jetzt erstrebt, im Granatenhagel, das Hirn den letzten Sieg über das Schwert. Kräftige, nicht mehr von Mythologie versüßlichte Menschenliebe will scheue oder protzige Selbstsucht der Völker überwinden, aus Erwerb- und Schutzgenossenschaft sie in seelische Gemeinschaft erhöhen. Menschheit ruft uns; wir horchen froh. Wer Deutschlands würdig sein will, muß trachten, daß der mit blindem Auge in Erkenntniß geläuterte Geist, nicht täppisch dreinflegelndes Gesinde, des Vaterlandes Zukunft bereite.

Die Weltenuhr.

Weit im Norden ragt aus Gischt und Meer
wolkenhoch, zerklüftet und zerbrandet,
eine Klippe, da kein Schiffer landet,
keine flüchtige Möwe drüberher
wiegend ihre weißen Schwingen spannt.
Grau in Grau friert Himmel, Wasser, Land.
Grau in Grau, starr, leblos, ungeheuer,
wie ein Fragewort an Schicksalsmächte,
ragt ein uralt räthselvoll Gemäuer
sich hinauf ins Dunkel wilder Nächte.
Tief am Fundament die Wellen wogen,
hoch um Zinnen und zerborstne Bogen
grollt das Wetter, tanzt der Winde Reigen,
flammt die Welt . . . Doch still um Thür und Thor
horchts und kauerts . . . Schweigen, nichts als Schweigen . . .
Tritt kein Hüter wehen Blicks hervor?
Schlägt vom Uhrthurm endlich nicht die Stunde?
Schwingt der Klöppel nicht am Glockenmunde
erzne Töne in die Ewigkeit?
Starb der Wärter? Träumt er? Steht die Zeit?

Nein, er starb nicht, träumt nicht, schlummert nicht!
Nein, er wartet, bis der Weltsturm sausend
ihn gemahnt an seine Wärterpflicht.
Und dann langt er, einmal im Jahrtausend,
nach dem Glockenstrang und einmal nur
im Jahrtausend richtet er die Uhr.
Und dann summen Töne, wie aus Tiefen
längst vergangner Tage erdwärts wallend,
wecken Geister, die verborgen schliefen,
stürmen fluthend, stöhnend, widerhallend,
gellend, schreiend über Land und Meer —
und es lauscht die Menschheit, jäh ergrausend.
Starb der Wärter? Träumt er? Schlummert er?
Nein, er schreitet . . . einmal im Jahrtausend . . .

I.

Und das Einmal treibt den Pflichtgewohnten
auf die Stiege. Wie der Aether rauscht!
Wie ein seltsam Wehn die Lüfte bauscht!
Und er greift den Strang, den langgeschonten,
zieht ihn. Aechzend dröhnt es Eins vom Thurm:
Sturm!

II.

Und er hört das Rauschen nah und näher,
und er schlürft die Treppe hoch und höher,
sieht die Wolken jagen an dem Himmel,
schaut der Menschen irrendes Getümmel —
fragend tönts zum Zweiten in die Zeit:
Streit?

III.

Da: ein Stürmen wie aus Donnerchören,
ein Entflammen, Branden, Sich empören!
Durch den Lärm, den wirren, übertollen,
bricht der Schwerter Klang, der Stücke Rollen!
Thürmer, reiß' zum Dritten! Klöppel, flieg!
Krieg!

IV.

Lichter wird die Nacht; der Sterne Flimmern
weicht der nie geschauten, jähen Helle.
Flackernd kochts empor. Ein glühend Schimmern
treibt die Schläfer über Flur und Schwelle.
Wächter, reck' zum Vierten Deine Hand:
Brand!

V.

Da: ein Bächlein quillt, es wächst zum Fluß,
schwillt zum Sturm, tritt über Bord und Ufer!
Niemand hemmt und hilft! Kein Warner, Rufer
weckt die Völker, wehrt dem rothen Guß.
Schwing' zum Fünften, Mann, es steigt die Fluth!
Blut!

VI.

Schwing' zum Sechsten, Wärter, zerr' am Strange,
daß es schrill durch alle Welten hallt!
Sieh, es hebt sich, wie in finstrem Drange
aus den Seelen eine Urgewalt,
lockt ein längst entschwundnes Schreckenswort:
Mord!

VII.

Und so schleicht, gehüllt in hären Grau,
durch das Land mit leisen, scheuen Schritten
eine bange, eine blasse Frau,
pocht an Schlösser, klopft an Hof und Hütten.
Sieben tönts vom Thurm ... Die Sorge droht ...
Noth!

VIII.

Winterlich die Halde! Wie ein Schmerzen
zehrend über alle Räume schwebt!
Wie ein fröstelnd Zittern in den Herzen,
wie ein Weinen um die Lippen bebt!
Acht, erst Acht! Schier endlos drückt die Zeit . . .
Leid!

IX.

Wärter, lug' hinaus! Ein wilder Reiter
sprengt durch Feld und Tann, durch Moor und Flur
sensenschwingend, weiter, rastlos weiter,'
sturmwindgleich . . . Zum Neunten schlägt die Uhr.
Dampft die Erde, — seis! Der Weltbrand loht!
Tod!

X.

Endlich aber durch die Wolkenschatten
glüht ein ander Licht, ein neuer Stern!
Klänge, die wir längst vergessen hatten,
singen um uns: und wir lauschen gern.
Athme, Wärter; hoffend zieh' das Seil:
Heil!

XI.

Und so hebt sich mählich aus dem düstern
Nachtgebild ein leuchtend voller Tag.
Stimmen wie von goldnen Himmeln flüstern,
jauchzend schlägt die Uhr den elften Schlag.
Jubelnd klingt hinaus, was in uns schwieg:
Sieg!

XII.

So zum zwölften und zum letzten Male
thue, Thürmer, was Dir Pflicht und Amt;
denn mit goldnem, frohem Sonnenstrahle
ist die Welt, die junge, überflammt.
Saat keimt auf, es kehrt der Lenz zurück —
Glück!

Und wie nun der klare Hall vertönt,
steigt der Wärter seine Stufen nieder.
Nur die Fluth um Saum und Küste stöhnt,
nur das Meer singt seine alten Lieder.
Schweigend steht der Zeiger an der Uhr,
klagend tost der Wind, den Thurm umbrausend;
stumm der Thürmer wartet . . . Einmal nur
heischt die Pflicht ihn . . . einmal im Jahrtausend.

Franz Lüdtke.

(Aus: „Das deutsche Jahr".)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Fünfzig Jahre Annoncen-Expedition.

Am ersten Januar des neuen Jahres blickt die weltbekannte *Annoncen-Expedition Rudolf Mosse* auf ein *halbhundertjähriges Bestehen* zurück und darf damit einen Gedenktag begehen, der manchen Rückblick auch auf die Entwicklung des gesamten deutschen Handels und Verkehrs gestattet. Dieses Haus wurde von Rudolf Mosse in einer Zeit begründet, da Deutschland seiner Festigung als einiges Deutsches Reich entgegenwuchs und sich auf kaufmännischem und industriellem Gebiet ein neues, stark nach vorwärts drängendes Leben zu betätigen begann. Der Presse fiel damit die natürliche Aufgabe zu, diese Entwicklung zu begleiten und zu fördern, und so war es der weittragende Plan Rudolf Mosses, das Anzeigenwesen, in dem sich Angebot und Nachfrage der Volkswirtschaft sammeln, auf eine breitere Grundlage zu stellen. Er wollte eine Zentralstelle schaffen, die als Vermittlerin zwischen Publikum und Zeitung diente und den Verkehr in beiderseitigem Interesse einheitlicher und bequemer gestaltete, ohne die Kosten der einzelnen Anzeige im mindesten zu erhöhen. Das Publikum wurde so der Mühe des direkten Verkehrs mit den Zeitungen enthoben und zugleich mit fachkundigen Informationen bedient; für die Zeitungen andererseits ließ sich ein erheblicher Teil der Arbeit ersparen und der Inserentenkreis erweitern.

Auf diesen Grundgedanken baute Rudolf Mosse sein Unternehmen auf. das mit kleinen Anfängen einsetzte und sich im Lauf der vergangenen fünfzig Jahre ständig vergrößert hat. Aus dem ersten, bescheidenen Inlandsverkehr hat sich nach und nach ein Weltverkehr entwickelt; an Stelle der engen Räume, in denen die Firma am 1. Januar 1867 ihre Tätigkeit begann, ist allmählich das riesige Geschäftshaus Jerusalemer- und Schützenstraße-Ecke getreten, das ein charakteristisches Wahrzeichen des Berliner Zeitungsviertels geworden ist. Hier sind alle Einrichtungen getroffen, um das inserierende Publikum aufs rascheste fachmännisch zu bedienen; hier sind eine eigene, technisch auf der Höhe stehende Druckerei, sowie ein Zeichenbureau und ein photographisches Atelier tätig, um der Annonce die moderne Ausgestaltung zu geben, die ihr auch einen künstlerischen Wert verleiht.

Dem Verkehr mit Publikum und Zeitung dient auch der *Zeitungskatalog* von Rudolf Mosse, ein wohlbewährter Führer auf dem Gebiet der Zeitungsreklame, sowie *Rudolf Mosses Normal-Zeilenmesser*, der eine sichere Handhabe für die Bestimmung der Zeilenzahl bietet, die eine Annonce in einer beliebigen Zeitung einnimt.

Die Tätigkeit der Firma blieb aber keineswegs auf die Anzeigenvermittlung beschränkt, sondern bald schon gesellte sich zu der Annoncen-Expedition eine Verlagsabteilung. Neben den verschiedenen Zeitungen, unter welchen das „*Berliner Tageblatt*" zuerst ins Leben trat, wurde dem Buchverlag besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Auf diesem Gebiet seien der „*Bäder-Almanach*", das bekannte Buch für die gesamte Aerztewelt, und das „*Deutsche Reichs-Adreßbuch für Industrie, Gewerbe und Handel*" in erster Linie genannt. Die neueste Erscheinung des Adreßbuch-Verlages ist ein *Gesamtadreßbuch des Königreichs Polen*.

Nach dem Tode des früheren Mitinhabers der Firma, Emil Mosse, steht, zusammen mit dem jetzigen Teilnehmer, Herrn Hans Lachmann-Mosse, Herr *Rudolf Mosse* nach wie vor in voller Rüstigkeit an der Spitze des Gesamtunternehmens. Gerade in den Wirrnissen des Krieges hat das von ihm gegründete Haus als ein Muster deutscher Schaffenskraft und Zähigkeit seine Daseinsberechtigung erwiesen. Wenn der Frieden erst wieder Beruhigung geschaffen haben wird, darf die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse darauf rechnen, den alten Erfolgen neue beizufügen und damit zur Ausbreitung des deutschen Handels und Verkehrs auch in Zukunft beizutragen.

Bilanz-Konto.

Aktiva.		M.	pf
An Grundstücken und Gebäuden		13 854 657	—
„ Maschinen-, Kü[illegible]- und pneumatischen Mälzerei-Anlagen		1 238 082	—
„ Elektrischen Anlagen		159 893	—
„ Mobilien und Utensilien		97 359	—
„ Fastagen		683 344	—
„ Pferde		100	—
„ Wagen und Geschirre		55 929	—
„ Eisenbahn-Waggons		96 515	—
„ Dampfer		3 892	—
„ Niederlagen und Ausschank		470 659	86
„ Restaurations-Inventar und Utensilien und Beteiligungen		127 788	—
„ Flaschenbier-Utensilien		30 000	—
„ Vorräte		992 266	51
„ Debitoren		222 138	90
„ Darlehen		689 591	40
„ Kasse inkl. Reichsbank- und Postscheckguthaben		367 615	81
„ Bankguthaben		2 604 094	—
„ Wechsel		5 300	—
„ Avale	207 350,—		
„ Effekten		4 171 655	—
„ Hypotheken		159 000	—
„ Vorausbezahlte Mieten		72 916	67
„ Vorausbezahlte Versicherungs-Prämien		53 304	61
		26 156 01	76

Passiva.		M.	pf.
Per Aktienkapital		7 200 000	—
„ Partial-Obligationen aus 1894 Serie I		224 000	—
„ Partial-Obligationen aus 1897 Serie II		341 500	—
„ Partial-Obligationen aus 1911 Serie III		2 200 000	—
„ Hypotheken-Konto I		2 100 000	—
„ Hypotheken-Konto II		910 000	—
„ Reservefonds		1 873 403	22
„ Spezial-Reservefonds		100 000	—
„ Dividende, unerhoben		3 132	—
„ Partial-Obligations-Zinsen		43 980	—
„ Partial-Obligations Prämien		3 685	—
„ Kautionen		748 180	64
„ Depositen		5 811 412	14
„ Kreditoren		702 576	21
„ Brausteuer-Konto		587 902	—
„ Avale	207 350,—		
„ Delkredere		125 000	—
„ Friedr.-Goldschmidt-Stiftung		137 439	—
„ Arbeiter-Unterstützungs-Fonds		205 510	—
„ Arbeiter-Witwen- und Waisen-Fonds		246 303	—
„ Moritz-Potocky-Nelken-Stiftuug		18 337	—
„ Kriegs-Reserve		600 000	—
„ Reingewinn		1 979 741	42
		26 156 101	76

Berlin, den 30. September 1916.

Die **auf 14% für das am 30. September a. cr. abgeschlossene** Geschäftsjahr 1915/16 festgesetzte Dividende wird von heute ab gegen Einlieferung des Dividendenscheines und eines Nummernverzeichnisses gezahlt

mit M. 42,— pro Aktie von M. 300,—
„ „ 168,— „ „ „ „ 1200,—

an der Kasse der **Commerz- und Disconto-Bank,** hier und in Hamburg,
„ „ „ „ **Nationalbank für Deutschland,** hier,
„ „ „ von **Marcus Nelken & Sohn,** hier und in Breslau,
„ unserer **Zentral-Kasse.**

Berlin, den 22. Dezember 1916.

Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe

vormals

Patzenhofer

Deutsche Bank. Der Inseratenteil unserer heutigen Nummer enthält eine Anzeige der Deutschen Bank mit dem Verzeichnis ihrer Depositenkassen in Berlin und Vororten.

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.